

## Die Hölle im Paradies

*Mitten im Indischen Ozean liegt die kleinste Region Frankreichs: Mayotte. Wer es auf einem überfüllten Flüchtlingsboot bis auf die Insel schafft, ist in Europa. Könnte man meinen. Aber die Aussengrenzen der EU werden auch hier aufs Härteste verteidigt.*

Von Fabian Federl, Annabelle, 01.07.2023

Die Europäische Flagge weht auf der Insel Mayotte. Eine Frau Anfang vierzig, elegant gekleidet, mit ängstlichem Blick, drückt sich durch die Menschenmenge, vorbei an einigen Männern, vorbei an hunderten Frauen in bunten, traditionellen Gewändern. Sie alle warten hier, wie jeden Morgen, ganz still vor der Präfektur, bis aus einem Lautsprecher auf dem Dach ein Knacken ertönt. Die Stimme aus dem Lautsprecher ruft: «Abdi Ahmedi!», «Sara Ali!», «Mounira Ahmed!»

Mounira Ahmed, so heisst die Frau. Sie krallt sich an ihren Dokumenten fest, darauf das Siegel der République Française. Sie atmet tief ein und läuft auf den vergitterten Eingang zu. Zwei bewaffnete Männer schliessen die Tür auf und Mounira verschwindet in den Gängen.

Es ist Mouniras letzte Chance auf Asyl. Oder in ihren Worten: Die letzte Chance, zu überleben. Denn wo sie geboren ist, auf einer anderen Insel, keine siebzig Kilometer von hier entfernt, der Insel Anjouan zwischen Mosambique und Madagaskar, wird sie politisch verfolgt. Sie arbeitete als Journalistin und ist die Schwester eines Oppositionspolitikers. Sollte sie nach Anjouan abgeschoben werden, das zur Inselgruppe der Komoren gehört, dann droht ihr Gefängnis oder im schlimmsten Fall die Hinrichtung.

Zweimal wurde ihr Asylantrag bereits abgelehnt hier in Mayotte, diesem winzigen Fleck Europa im indischen Ozean, dieser Insel der Hoffnung. Mayotte gehört zu Frankreich. Seither lebt Mounira im Dschungel, so wie all die anderen Menschen, die vor der Präfektur warten und rund 25 000 weitere Komorer:innen auf der Insel.

Als sich hinter Mounira die Gitter schliessen, fühlt sie sich erstmals sicher. Denn draussen vor der Präfektur kann jederzeit die Grenzpolizei kontrollieren, so wie vor zwei Wochen, als sie Dutzende Wartende einsammelte und abschob. Auch jene, die einen Termin für den Asylantrag hatten. Mounira Ahmed ist gefangen in einem der dramatischsten Konflikte an der europäischen Aussengrenze – mitten im Indischen Ozean.

Frankreich hat über die Insel Mayotte eine juristische Glocke gestülpt, einzigartig in der Europäischen Union. Französisches Recht und EU-Recht gelten hier nur eingeschränkt. Das US-Aussenministerium erkennt auf Mayotte «ernsthafte Verletzungen der Grundrechte». Ebenso die EU-Kommission. Die EU hat Mayotte 2014 offiziell als «EU-Gebiet in äusserster Randlage» deklariert. Die UN-Vollversammlung hingegen erkennt Frankreichs Anspruch auf die Insel nicht an.

Menschenrechtsorganisationen bezeichnen die Sondergesetze in Mayotte als unmenschlich und neokolonial: Fast alle Wege zur französischen Staatsbürgerschaft sind Komorer:innen versperrt. Die Grenzpolizei führt täglich Razzien durch, auch vor Krankenhäusern und Asylbehörden. Abschiebungen werden im Schnellverfahren durchgeführt. 30 000 Menschen werden jedes Jahr deportiert, mehr als im ganzen restlichen Frankreich. Doch die Zahl der Ankömmlinge ist unüberschaubar, jede Nacht legen Dutzende Boote an den Stränden von Mayotte an. Und etliche sinken auf dem Weg dahin. Nach Angaben des französischen Senats sind seit 1995 bereits 7 000 bis 10 000 Komorer:innen ertrunken bei dem Versuch, Mayotte von Anjouan aus zu erreichen. Die Regierung der Komoren schätzt die Zahl der Toten auf bis zu 50 000.

Zwei Wochen vor dem Termin in der Präfektur sitzt Mounira vor einer Wellblechhütte. Sie schält Bananen, mariniert Pouletschenkel mit Senfsosse, sie bereitet das Voulé, das Grillfest vor. «Wer nichts hat, kann trotzdem geben», sagt sie. Die ganze Nachbarschaft ist eingeladen. Kinder spielen Fangen mit den Ziegen, eine Jugendliche übt Tiktok-Choreografien. In drei Richtungen sieht man das Meer, und in der Ferne das Korallenriff, das die Insel umgibt. Mayotte ist ein Paradies, Mounira aber nennt es «die Hölle unter freiem Himmel».

Mayotte ist die jüngste Region Frankreichs. Die Insel ist halb so gross wie der Bodensee, liegt in der Meerstrasse von Mosambik, vor Madagaskar. Kaweni, der Hügel, auf dem Mounira lebt, ist der grösste Slum Frankreichs. Zwischen 25 000 und 50 000 Menschen leben hier, fast ausschliesslich Komorer:innen. Kaweni ist der einzige Ort, an dem die Grenzpolizei keine Razzien durchführt. Entweder, um die Menschen zu konzentrieren oder aus Angst vor Jugendlichen mit Macheten und Steinen – je nachdem, wen man fragt. Für Mounira heisst es: Hier – und nur hier – ist sie sicher vor der Abschiebung.

Man kann Anjouan, die Komoreninsel, auf der Mounira aufgewachsen ist, am Tag nur erahnen. In klaren Nächten aber sieht man vom Hafen die Abblendlichter der Autos auf der anderen Seite des Meeres. Die Menschen auf beiden Seiten des Wassers haben dieselbe Sprache, dieselbe Ethnie, dieselbe Religion – fast jede Familie hat Verwandte auf einer Komoren-Insel. Und doch leben sie in unterschiedlichen Welten: die einen in Afrika, die anderen in Frankreich.

Auf Mayotte zahlt man mit Euro, die Krankenversorgung ist stabil, die Strassen sind asphaltiert und jedes Kind geht zur Schule. Auf den Komoren gab es in vierzig Jahren zwanzig Staatsstrieche und der derzeitige Diktator Azali Assoumani könnte der bisher schlimmste sein. Ein grosser Teil der komorischen Bevölkerung ist wie Mounira wegen politischer Verfolgung geflohen, die meisten von ihnen nach Mayotte. Laut Schätzungen von mehreren NGOs gibt es heute auf Mayotte mehr illegal eingereiste Komorer:innen als registrierte Bürger:innen.

Mayotte und die drei Komoreninseln Grande Comore, Moheli und Anjouan gehören zum selben Archipel. Dass Mayotte heute eine französische Provinz ist und die Komoren nicht, liegt an der kolonialen Vergangenheit. Alle vier Inseln waren seit dem 19. Jahrhundert französische Kolonien. Sie liegen an einer strategisch wichtigen Schiffsroute, es gibt reiche Fischbestände, später wurde hier auch Öl entdeckt. Die französische Kolonialverwaltung richtete sich auf Mayotte ein. Das Korallenatoll, das die Insel umgibt, machte den Hafen sicherer, die Insel liegt nah an Madagaskar, einer weiteren französischen Kolonie. Auf einer vorgelagerten Insel, die die Franzosen Petite Terre taufte, wurde erst die Verwaltung und eine Militärbasis eingerichtet, später der

internationale Flughafen Dzaoudzi, und schliesslich eine der wichtigsten Abhörstationen des französischen Geheimdienstes.

Die Bevölkerung von Mayotte profitierte von der Errichtung der französischen Verwaltung, es floss mehr Geld nach Mayotte als auf die anderen drei Inseln. 1974 verlangten die Inselbewohner ihre Unabhängigkeit. Es wurde ein Referendum abgehalten. 99.9 Prozent der Inseln Grande Comore, Anjouan und Moheli stimmten für die Unabhängigkeit. Aber nur 36 Prozent der Bewohner:innen von Mayotte. Frankreich entschied sich daraufhin für folgende Strategie: Man zählte jede Insel einzeln aus. Die drei Komoreninseln wurden also in die Unabhängigkeit entlassen, Mayotte blieb Kolonie.

Die Mahorais, wie die Inselbewohner:innen heissen, sind heute sogar patriotischer als Kontinentalfrankreich. Die französische Flagge weht von Balkonen, auffällig viele Menschen tragen Frankreich-Shirts. Am Hafen wurde ein Schild aufgestellt, in Blau-Weiss-Rot steht darauf: «Mayotte ist französisch und wird es immer bleiben.» Viele Mahorais haben über die vergangenen Jahrzehnte ihre eigene, französische Identität erschaffen. Und die komorische verdrängt. Die Loyalität gilt den ehemaligen Kolonialherren.

Mit abstrusen politischen Konsequenzen: Mayotte, eine Insel, auf der über neunzig Prozent schwarze Menschen leben, hat zu sechzig Prozent die Rechtsextremistin Marine Le Pen gewählt. Als Hauptsorge nennen die Menschen «illegale Einwanderung». Auf Mayotte wüten seit einigen Jahren komorerfeindliche Bürgerwehren, die Slums stürmen und die provisorischen Hütten der Migrant:innen einreissen. Teilweise mit Hilfe oder aktivem Wegsehen der Grenzpolizei.

«Wir sind doch alle Komorer:in-nen», sagt César, Mouniras älterer Bruder, ein kleiner Mann mit unerschütterlicher Selbstüberzeugung. Nach jedem Argument macht er eine dramatisch lange Kunstpause. Er ist gerade dabei, die marinierten Pouletschenkel auf dem Grill zu wenden, der offenbar aus Autoteilen zusammengeschweisst ist. «Aber die Mahorais jagen uns wie Tiere», fährt er fort. César war früher Lokalpolitiker der Opposition auf der Komoreninsel Anjouan. Er wurde

verfolgt, floh und erhielt auf Mayotte Asyl. César ist der Grund, wieso seine Schwester Mounira hier ist. Hätte er sie nicht gewarnt, Mounira wäre wohl nicht mehr am Leben.

Am Morgen des 25. August 2018 sass Mounira in den Redaktionsräumen von Radio Anjouan und bereitete ihre Sendung vor, als sie einen Anruf von César bekam. Ihr jüngerer Bruder war tot am Strassenrand aufgefunden worden, der Leichnam kurz darauf verschwunden. César wurde von einem Politikerkollegen gewarnt, die Polizei suche auch ihn. Er stieg in sein Auto und fuhr zum Hafen. Sein Kollege hatte ihm ein kwassa-kwassa organisiert, ein kleines Boot mit Aussenbordmotor. In Mayotte angekommen, rief er Mounira an und drängte sie, sie müsse nachkommen, sofort.

Mounira packte ihren Rucksack, fuhr nach Hause, nahm den kleinsten Sohn, zwei Jahre alt, und sagte den beiden anderen Kindern, sie sollten auf ihren Anruf warten. Am Hafen stand schon der Schlepper, den César organisiert hatte. Sie fuhren raus aufs Meer, bis auf die «Kreuzung» in der Meerstrasse von Mozambik, wo komorisches Staatsgebiet endet und französisches beginnt. Dort wartete der nächste Schlepper im Dunkeln in seinem Boot, in der Ferne flackerten die Scheinwerfer der Grenzpolizei. Das kwassa-kwassa legte am nächsten Tag um 14 Uhr an einem abgelegenen Strand auf Petite Terre an, unweit des Flughafens.

Von Petite Terre aus nahm Mounira die Fähre. César wartete am Hafen auf sie. Wenige Wochen später kamen Mouniras Kinder nach, weitere Verwandte, ihre Mutter. Im selben Jahr noch wird auch ihr Cousin tot am Strassenrand entdeckt. Der Leichnam ist am Tag darauf in keinem Leichenhaus zu finden.

Ein Jahr nach seiner Ankunft auf Mayotte bekommt César den Asylbescheid. Jedes Mal, wenn er nun das Slum Kaweni verlässt, hängt er sich den Bescheid wie ein Amulett um den Hals, um der Grenzpolizei zu signalisieren: Ich bin legal hier. «Trotzdem, sobald ich die Grenzpolizei sehe, renne ich weg», sagt César. «Es gibt kein Gesetz in Mayotte. Die Polizei regiert.»

Nach der Unabhängigkeit von Frankreich 1975 konnten die Komorer:innen zuerst visafrei nach Mayotte reisen. Mehrere Fährschiffe und Flüge verbanden die Inseln. Doch im März 1995 wurde das «Visa Balladur» eingeführt, benannt nach dem Premierminister Eduard Balladur: Komorer:innen brauchten von nun an ein Visum für Mayotte. Die Voraussetzungen waren für die meisten von ihnen nicht zu erfüllen.

Mayotte schottete sich ab. Die Verbindungen zwischen den Inseln waren nun illegaler Natur.

In den folgenden Jahren machten Zehntausende die gefährliche Überfahrt im kwassa-kwassa. Viele Komorer:innen blieben auf Mayotte. Frankreich baute die Grenzkontrollen aus, erleichterte Abschiebungen. Früher kamen vor allem komorische Frauen nach Mayotte, die hier ihr Kind zur Welt bringen wollten, und oft wieder zurückkehrten. Da die Überfahrt so belastend geworden war, blieben aber immer mehr von ihnen auf Mayotte. 2016 gewann dann Azali Assoumani die Präsidentschaftswahlen auf den Komoren. 1999 hatte er bereits geputscht und war sieben Jahre lang Präsident. Die jetzige Amtszeit hätte 2021 enden sollen, doch er änderte das Wahlrecht und ist nun, so sehen es die Komo-rer:innen, mit denen man auf Mayotte spricht, Diktator auf Lebenszeit. Das brachte noch mehr von ihnen dazu, Asyl auf Mayotte zu suchen.

Viele Mahorais sprechen davon, überrannt zu werden. Sie machen die Komorer:innen für Gewalt verantwortlich, für die überfüllten Strassen, das überlastete Wassernetz. Und sie haben begonnen, dieses Gefühl in Taten umzusetzen.

In einem unmarkierten Gebäude, im Zentrum der Hauptstadt öffnet Pauline Le Liard, eine Frau Ende zwanzig, die immer unter Strom zu stehen scheint, die Tür zu einer Ruine. Brandflecken, Schimmel, Müll. «Sie haben alles zerstört», sagt sie, «wir haben erst gerade wieder eröffnet.» Le Liard ist die Leiterin von La Cimade, Frankreichs wichtigster NGO für die Rechte von Ausländer:innen. Das Hauptquartier wurde von einer Bürgerwehr von Mahorais überfallen und besetzt. «Es sind dieselben Leute, die hinter den Hauszerstörungen stecken», sagt Le Liard. «Sie werfen uns vor, wir würden die Komorer einladen.»

Pauline Le Liard macht Rechtsberatung. Denn einerseits wissen die Migrant:innen hier oft nicht, was ihr Recht ist. Und andererseits missachten die Behörden das Recht systematisch. Doch das Schwierigste sei: Die Gesetze auf Mayotte brechen EU-Recht und französisches Recht.

Als Reaktion auf die steigende Zahl von Migrant:innen von den Komoren gibt es seit dem 1. März 2019 auf Mayotte kein Geburtsrecht mehr. Wer hier geboren wird, ist

nicht automatisch französisch. Mayotte ist das einzige französische Département, in dem das gilt. Ausserdem galt zuvor, wie im Rest Frankreichs: Kinder, die vor ihrem 13. Lebensjahr auf das Territorium kamen, können nach fünf Jahren eine Aufenthaltsgenehmigung beantragen. Mit der Abschaffung dieser Regel hat die Verwaltung eine ganze Generation von jungen Menschen erschaffen, die weder komorisch noch französisch sind. Die nur Mayotte kennen, aber keinen Weg zum Aufenthaltstitel haben. An ihrem 18. Geburtstag werden sie auf die Komoren abgeschoben.

«Es ist eine Abschiebungsindustrie entstanden», sagt Le Liard. Mayotte hat den Rechtseinspruch abgeschafft. Heute dauern Abschiebungen oft nur zwölf Stunden. Abends festgenommen, in das Abschiebezentrum gefahren und am nächsten Morgen auf das Schiff nach Anjouan. Dadurch fehle jede Kontrolle, was zu absurden Situationen führt: «Letzte Woche erst hatte wir hier einen 15-jährigen französischen Staatsbürger, der auf die Komoren abgeschoben wurde», sagt sie. «Erstens war der Junge minderjährig, zweitens Franzose.» Die Grenzpolizei aber habe beschlossen, dass er lügt. «Es gibt Quoten, die die Grenzpolizei erreichen muss», sagt Pauline. «Es ist egal, ob Staatsbürger:in, Student:in oder Asylbewerber:in», sagt sie. «Hauptsache die Quote wird erreicht.» Célia Mougel, eine Juristin, die auf Mayotte die NGO Médecins du Monde leitet, hat zuvor zwei Jahre lang in Mayottes Abschiebezentrum gearbeitet. «Es wurden Frauen abgeschoben, die im neunten Monat schwanger waren», sagt sie. «Und wenn sie einen Minderjährigen festgenommen haben, wurden Familien erfunden: Keiner kannte sich, doch sie wurden als Familie deklariert und zusammen ins Boot gesetzt.»

In der Vorbereitung für die Recherche haben wir jedes öffentliche Organ in Mayotte angefragt. Aber wir durften weder mit der Grenzpolizei sprechen, noch mit der Präfektur. Das Rathaus hat uns abgelehnt, die Migrationsbehörde Solidarité Mayotte, Schulen und die Universität, und sogar die Feuerwehr. Selbst der Fussballverein von Kaweni wollte nicht mit uns sprechen. Seit einigen Jahren wird konsequent gemauert gegenüber der Presse. Einmal wurden wir sogar von der Gendarmerie angehalten und befragt, als wir mit dem Mikrofon in einem Imbiss sassen. Der Presse wird

vorgeworfen, sich auf die Seite der Kriminellen zu schlagen. Die «Kriminellen», das sind die Zehntausenden jungen Komorer:innen.

Mayotte ist in ständigem Ausnahmezustand. Regelmässig gibt es hier Gewaltausbrüche. 2020 brannten Häuser überall auf der Insel. Im November 2022 gab es inselweite Blockaden. Im April 2023 hat der französische Aussenminister schliesslich zehntausende Gendarmen aus Frankreich nach Mayotte gesandt, mit dem Plan, tausende Komorer:innen ohne Aufenthaltsbewilligung abzuschieben. Die Regierung der Komoren weigerte sich allerdings, die Menschen wieder aufzunehmen. Die Polizei riss auf Mayotte provisorische Hütten nieder, bis der Einsatz von der Justiz gestoppt wurde. Bis in den Juli sind die Einsatzkräfte noch auf der Insel, nahezu jede Nacht werden sie von jugendlichen Banden attackiert.

Mouniras Sohn hat sich einer solchen Bande angeschlossen. Er ist 17 Jahre alt. Seit fünf Jahren lebt er in Mayotte. Einen Weg in die Legalität gibt es für ihn nicht.

«Es gibt viel Gewalt hier», sagt Le Liard von La Cimade, «doch die Gewalt geht auch vom französischen Staat aus.» Die Macht auf Mayotte liege bei den Weissen. Der Präfekt ist weiss, die Abgeordneten, die Polizisten, die Bosse der Unternehmen. «Auf der anderen Seite stehen schwarze Kinder, die hier geboren sind. Man erniedrigt sie seit ihrer Geburt, schiebt ihre Eltern ab, sperrt sie illegal ein, lässt sie in Armut leben und gibt ihnen keine Möglichkeit, etwas an ihrer Situation zu ändern», sagt Le Liard, «so entsteht Gewalt.»

Die Komorerin Mounira kennt die beiden NGO-Mitarbeiterinnen Pauline Le Liard und Célia Mougel, sie hilft ehrenamtlich bei Médecins du Monde aus; arbeiten darf sie nicht.

An einem Dienstagmorgen, zwei Tage nach dem Barbecue, macht sie sich auf den Weg. Sie läuft den Hügel von Kaweni hinunter, vorbei an Wellblechhütten, durch Büsche und Pfützen voller Müll und Haufen mit brennenden Plastikresten, vorbei an Jungs, die finster dreinschauen und an Imamen, die grüssen. Nach einer halben Stunde bergab beginnt der Asphalt, die offiziellen Strassen von Mayotte, und damit auch die

Gefahr. Mounira zieht ihr Handy aus der Tasche telefoniert, immer dieselbe Frage: Ist die Grenzpolizei in der Nähe?

Ein geheimes Netz an Information überspannt die ganze Insel. Jede:r hat eine Kontaktperson, die wiederum einen Kontakt hat und so weiter. Ein paar Dutzend Informant:innen verfolgen die Bewegungen der Grenzpolizei, geben die aktuellen Standorte weiter. Es ist viel einfacher, als man denken mag: Das Hauptquartier der Polizei ist auf Petite Terre – die Polizisten müssen die Fähre auf die Hauptinsel nehmen. Dort steht schon jemand am Hafen und zählt die Einsatzwagen.

Die Grenzpolizei kontrolliert offenbar gerade im Zentrum der Insel. Mounira läuft vorsichtig, aber zügig durch die Strassen – in Einzelfällen nimmt auch die Gendarmerie Menschen fest und bringt sie ins Abschiebezentrum.

Am Rande von Kaweni tritt ein junger Mann aus einer Haustür. Er heisst Hassane und hilft ebenfalls bei Médecins du Monde aus. Er hat gehört, dass Mounira mit zwei Weissen unterwegs ist, einem Journalisten und einem Fotografen. Die Chance will er nutzen. «Wenn Weisse dabei sind, hat die Polizei Angst», sagt er. «Dann können sie uns nicht schlagen, anketten, massakrieren», sagt er. «Sie müssen sich an die Regeln halten.»

Wir laufen die Route Nationale entlang. Es ist der gefährlichsten Teil des Weges, hier gibt es keine Häuser, in die man flüchten kann, keine Gassen, nur eine offene, gerade Strasse. Hassane scherzt und lacht, er ist entspannt, es scheint Mounira zu beruhigen. Eine Abzweigung auf der Route Nationale führt an einem Busbahnhof vorbei zu einem umzäunten Haus, das Hauptquartier von Médecins du Monde. Célia Mougel begrüsst Mounira und Hassane, sie besprechen die Pläne für den Tag, da bekommt Mounira einen Anruf. «Die Präfektur», sagt sie. «Um sieben Uhr am Freitag soll ich Dokumente abholen.» Sie fragt, ob wir sie begleiten können. Sie möchte nicht auf dem Weg zu ihrer letzten Chance festgenommen und abgeschoben werden.

Am Freitag, fünf Uhr morgens, steht Mounira am Strassenrand der Route Nationale, es ist noch dunkel, die Grenzpolizei ist noch auf Petite Terre, gefährlich wird es erst vor der Präfektur, mitten im Zentrum von Mamoudzou, wo sich Mounira seit

Monaten nicht hin traut. Sie hat sich schick gemacht, ein langes, rotes Salouva angezogen, eine Art Wickelkleid, sich geschminkt, die Haare unter dem Kopftuch zusammengebunden, sie reibt sich nervös die Hände, als wir auf das Taxi warten. Im Auto ist sie still, die Fahrt dauert nur wenige Minuten, vorbei am Hafen, den Hügel hinauf, an Dutzenden Frauen vorbei, die die Strasse Richtung Präfektur hochlaufen.

Strassenhändler verkaufen frittierten Maniok und Bananen, ein Mann verteilt Blätter mit Suren aus dem Koran. Mounira steht abseits, beginnt zu scherzen. Sie fühle sich, als sei ein Scheinwerfer auf sie gerichtet. Wir stechen heraus, die einzigen, die nicht in bunten Salouvas gekleidet sind, die einzigen Weissen, die einzigen mit technischem Gerät in der Hand. Dann beginnt der Lautsprecher auf dem Gebäude zu knarzen.

Erst auf Französisch. «Wir rufen nun alle Namen auf den Listen auf. Wer aufgerufen wird, geht zum Tor, der Rest entfernt sich.» Dann auf Chimaorais, dann auf Arabisch. Und dann beginnen die Namen. Dreissig Minuten lang. Bis es endlich soweit ist: «Abdi Ahmedi!», «Sara Ali!», «Mounira Ahmed!»

Mounira wird später erzählen, was passiert ist: Sie sass vier Stunden im Wartezimmer, um dann zwei Minuten bei der Sachbearbeiterin zu haben. Sie erzählte der Frau ihre Geschichte, dass sie Journalistin ist, kritisch über den Diktator berichtet habe. Sie erklärt, dass sie festgenommen oder ermordet würde, wenn sie zurück auf die Komoren müsste. Die Sachbearbeiterin habe nur gesagt, sie solle das alles im Dokument niederschreiben und innerhalb von sieben Tagen zur Post bringen. Das wird dann nach Frankreich geschickt, an die zuständige Asylbehörde. Bis die Antwort aus Frankreich kommt, ist Mounira offiziell Asylbewerberin, und damit legal in Mayotte.

In den kommenden Tagen besucht Mounira ihren dritten Bruder im Zentrum von Mayotte, sie geht auf den Markt, trifft Freunde. Für das Wochenende möchte sie wieder ein Grillfest organisieren. Dafür will sie Poulet und Bananen einkaufen. In der Stadt. Sie fühle sich frei, ein bisschen zumindest.

Am nächsten Morgen, während Mounira auf dem Hügel das Fleisch mariniert, läuft Hassane durch ein Labyrinth von Wellblechhütten am Fusse von Kaweni bis zu

einem fensterlosen Verschlag, davor Hunderte bunte Flip-flops in Kindergrössen. Darin sitzen rund sechzig Koranschüler:innen im Schneidersitz auf dem Boden, reden wild durcheinander. Hassan hebt einen Stock vom Boden auf, schlägt gegen die Wellblechwand. Er hilft als Ordner hier aus, unterstützt den Lehrer. Es strukturiert seinen Tag, es ist aber auch seine Art, Danke zu sagen.

Hassane war auf der Komoreninsel Grande Comore Krankenpfleger. Am 27. Juni 2017 hatte er einen Autounfall, Schulter Sprengung, der Chirurg setzte ihm eine fünf Kilo schwere Platte ein und sagte: Wir können dir nicht helfen, geh nach nach Mayotte. Wenige Tage später nahm Hassane ein kwassa-kwassa zusammen mit 27 weiteren Menschen, immer wieder wurden sie von der Grenzpolizei erwischt und zurückgeschickt. Am nächsten Tag gegen Mittag legte das kwassa-kwassa schliesslich an der Westküste von Mayotte an. Er ging direkt ins Krankenhaus und wurde operiert.

Eine Ärztin, die nur anonym sprechen wollte, erzählt, es gebe mittlerweile «kwassa sanitaire», Boote, die mit einer Ladung Patient:innen von den Komoren direkt ins Krankenhaus kommen. «Vor den Krankenhäusern in Anjouan verkaufen die Schlepper Tickets für die Boote», sagt sie. Als Ärztin in der Notaufnahme merke man, dass mehrfach die Woche auf einen Schlag vierzig neue Patient:innen ankommen, alle mit verschlepp-ten, schlecht behandelten Verletzungen oder Krankheiten. Rund neunzig Prozent der Patient:innen hier, schätzt sie, sind Komorer:innen. «Sobald sie behandelt sind, melden sie sich von selbst bei der Grenzpolizei», sagt die Ärztin. «Dann ist die Rückfahrt umsonst.»

Als Hassane entlassen wurde, ging er in das Slum Kaweni, suchte nach einer Moschee und wurde mit offenen Armen empfangen. Ihm wurde Essen gegeben, eine Unterkunft organisiert. Mehrere Wochen lang musste er zu den Nachkontrollen ins Spital. Als es seiner Schulter besser ging, ging er direkt zu einem Polizisten und gab sich als Komorer zu erkennen. Hassane liess sich abschieben. Ein Jahr später kehrte er zurück nach Mayotte, diesmal weil seine Mutter gesundheitliche Komplikationen aufgrund ihrer Diabetes hatte. Heute lebt die Mutter hier, Hassane ist ihr Krankenpfleger, deshalb bleibt er. Einen Asylantrag will er nicht stellen. «Wenn die komorische Regierung herausfindet, dass man einen Asylantrag auf Mayotte stellt, gilt man als Verräter», sagt er. «Sie werfen einem vor, den Ruf des Diktators befleckt zu

haben.» Das könne schnell gefährlich werden. «Auf Mayotte gibt es keine Zukunft», sagt er. «Und doch muss ich hierbleiben.» Vier Mal wurde er abgeschoben. Vier Mal kam er zurück. Beim letzten Mal innerhalb von 12 Stunden. «Wenn wir Reisefreiheit hätten», sagt Hassane, «gäbe es weniger Komorer:innen auf Mayotte.»

«Solange Azali an der Macht ist, kann ich nicht zurück auf die Komoren», sagt Mounira. Sie vermisst die Insel Anjouan, ihr altes Leben. Sie hatte ein grosses Haus, die Arbeit als Journalistin, die Familie war bekannt in ihrer Stadt, sie waren jemand. Hier, auf Mayotte, ist sie eine von Hunderttausenden ohne Aufenthaltsbewilligung. Sie sitzt in ihrer Hütte auf dem Bett und beugt sich über die Dokumente, die sie in der Präfektur bekommen hat. «Neue Gründe für Asyl soll ich eintragen», sagt sie. «Etwas, was ich beim letzten Mal, als ich abgelehnt wurde, noch nicht geschrieben habe.»

Die Entscheidungen sind nicht nachzuvollziehen. Der Bruder bekommt Asyl. Die Schwester bekommt Asyl. Mounira bekommt es nicht. Alle drei sind aus denselben Gründen hier. «Manchmal weiss ich nicht mehr, ob ich träume oder wach bin», sagt Mounira. «Ich vergesse, was wahr ist und was nicht.»

Wenige Wochen später: Mouniras Asylantrag wird ein drittes Mal abgelehnt. Ohne Angabe von Gründen. Nach der Recherche versuchen der Fotograf und ich, Mounira mithilfe der NGO Reporter ohne Grenzen die Ausreise zu ermöglichen. Das schlägt fehl. Mounira lernt dann den Herausgeber der Wochenzeitung «Mayotte Hebdo» kennen, unser Gastgeber vor Ort, und arbeitet kurze Zeit für seine Zeitung. Im Februar 2023 gelingt es ihr, mit Hilfe von Anwälten, die sie über La Cimade und Medecins du Monde kennengelernt hat, einen neuen Antrag auf Asyl zu stellen. Und nachdem sie schon fast alle Hoffnung verloren hat, passiert das Unglaubliche: Dieses Mal wird der Antrag gestattet.

Mounira lebt weiterhin in ihrer Wellblechhütte auf dem Hügel im Slum Kaweni. Aber nun endlich ohne Angst.